



LÜBECKER KATALOG

zum Thema

„Von der STADT DER WISSENSCHAFT zur WISSENSCHAFTSTADT“

In den Jahren 2005 bis 2012 wurden in Deutschland sieben Städte vom Stifterverband für die deutsche Wissenschaft zur „Stadt der Wissenschaft“ eines Jahres ausgezeichnet:

- 2005: Bremen / Bremerhaven
- 2006: Dresden
- 2007: Braunschweig
- 2008: Jena
- 2009: Oldenburg
- 2011: Mainz
- 2012: Lübeck

Vom 15. bis zum 17. November 2012 trafen sich Vertreterinnen und Vertreter aus den jeweiligen Städten in der Hansestadt Lübeck, um gemeinsam ein Fazit zu ziehen und einen Ausblick zu wagen. Im Mittelpunkt der dreitägigen Veranstaltung stand die Frage, wie man sich durch das temporäre Projekt „Stadt der Wissenschaft“ dauerhaft zu einer „Wissenschaftsstadt“ entwickeln kann. Hierzu tauschten sich die anwesenden Wissenschaftsmanager/ -koordinatoren, Stadtmarketingexperten und Vertreter der Hochschulen, Wirtschaftsförderungen und Bürgergesellschaft aus ihren jeweiligen Städten aus.

Alle Teilnehmer waren sich einig: Der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft hat mit dem Wettbewerb einen wichtigen Impuls in Richtung der wissensbasierten Entwicklung der Städte gegeben: In den Städten haben Verwaltung, Hochschulen, Wirtschaft, Kultur und weitere Partner der Zivilgesellschaft das Potenzial entdeckt, über gemeinsame Kommunikation den Bürgerinnen und Bürgern Wissenschaft näher zu bringen. Mit der Tagung in Lübeck wollten die sieben Wissenschaftsstädte erörtern, wie Wissenschaft auf Dauer zu einer nachhaltigen, positiven Stadtentwicklung beitragen kann, um sich als europäische Wissenschaftsstadt klar erkennbar zu positionieren.

Im Wettbewerb haben gewonnen sowohl traditionelle Hochschulstädte wie auch Städte, die sich in den kommenden Jahren zu Wissenschaftsstädten entwickeln wollen. Gemeinsam stehen sie vor denselben auch globalen Herausforderungen: Rekrutierung von Talenten, Umgang mit dem Fachkräftemangel, Bewältigung des demografischen Wandels, Gewinnung von Ressourcen, Ansiedlungen, Schaffung überregionaler Aufmerksamkeit, Akzeptanz für Forschungsfragen, Bildungs- und Verwirklichungschancen und die Schaffung von Strukturen zur wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung der Stadt. Diese Städte haben große Chancen durch ihre gewachsene, überschaubare Stadtstruktur.

Im Laufe der dreitägigen Diskussion wurde ebenfalls deutlich, dass es keine Patentrezepte als Antwort auf diese Herausforderungen gibt. Es erscheint den Teilnehmern der Tagung notwendig oder gar unabdingbar - wesentlich inspiriert durch einen Vortrag des Wissenschaftsstadt-Experten Prof. Dr. Ulf Matthiesen - individuelle Lösungen vor Ort zu su-

chen und ein eigenständiges Stadtprofil zu entwickeln. Ein Profil, bei dem der Standortfaktor „Wissenschaft“ eine wesentliche Rolle spielt **und** im Ergebnis zu den Einrichtungen vor Ort passt und den Kontakt mit Bürgerinstitutionen aktiv ermöglicht.

Die nachfolgende Zusammenfassung wichtiger Diskussionsergebnisse will Impulse geben. Die Diskussionen haben gezeigt, dass es zahlreiche gemeinsame Erfahrungen gibt – ebenso wie die jeweils individuelle Situation der Siegerstädte.

Durch die im Vorfeld strukturierte Präsentation der städtischen Vorgehensweisen wurden drei Hauptthemen in der Diskussion in besonderem Maße hervorgehoben:

- 1) Wissenschaft als Wertschöpfungstreiber und Transformator einer nachhaltigen Entwicklung von Stadt und Gesellschaft
- 2) Wissenschaft als Zukunftsmotor für eine neue Urbanität
- 3) Die Bedeutung von Bürgerbeteiligung für Wissenschaftsstädte

Aus Sicht der Veranstalter sind es diese drei Themenfelder, mit denen sich Wissenschaftsstädte in Zukunft in besonderem Maße beschäftigen müssen.

1) Wissenschaft als Wertschöpfungstreiber und Transformator einer nachhaltigen Entwicklung von Stadt und Gesellschaft

- Städte sollten erkennen, dass Wissenschaft ein wichtiger Werttreiber im Rahmen ihrer Standortentwicklung ist. Hochschulen sind zugleich der demografische „Jungbrunnen“ einer Stadt, indem sie junge Menschen in die Stadt ziehen und sie im günstigen Fall binden. Zugleich setzen sie entscheidende Innovationsimpulse für die Zukunftsfähigkeit der regionalen Wirtschaft.
- Die Kommunalverwaltungen und die Wirtschaft haben zumeist die Rolle der Wissenschaft als regionaler Werttreiber bereits erkannt. Davon zeugen die in allen Städten entwickelten Netzwerke zwischen diesen drei „traditionellen Partnern“.
- Bevor die wissenschaftsbasierten Qualitäten eines Standortes aber überregional kommuniziert werden können (etwa wie im Fall Bremens über die „Wissenswelten“), braucht es einer internen Klärung der Identität: Wird Wissenschaft bereits als Teil des Standortprofils aufgefasst? Wofür steht die Wissenschaft in der jeweiligen Stadt? Welche wissenschaftlichen Themen prägen die Stadt und gehören zu ihr? Die zentralen Akteure einer Stadt haben die Aufgabe, aus der internen Positionsbestimmung gemeinsam ein Gesamtbild zu entwickeln und Organisationsstrukturen zu schaffen. Während der Phase als „Stadt der Wissenschaft“ gab es hierzu gute Beispiele in den jeweiligen Städten (Lenkungsgruppen, Kernteams, Wissenschaftsnetzwerke, Schnittstellen zwischen Stadt und Wissenschaft etc.). Solche Organisationsstrukturen sollten verstetigt werden. Wer sich ernsthaft auf den Weg zur Wissenschaftsstadt machen will kommt nicht umhin organisatorische Strukturen zu schaffen. Oder so zu verändern, dass das gesamte

Themenspektrum des Standortmarketing gebündelt wird. Standortentwicklung und Standortmarketing müssen abgestimmt erfolgen. Dies verlangt Spitzenakteuren wie der Verwaltungsführung oder den Hochschulleitungen den Mut zu Schwerpunktsetzung und Profilbildung und zur Finanzierung ab.

- Grundsätzlich haben alle Städte den Wunsch, nicht nur nach innen in die eigene Stadtgesellschaft hinein, sondern auch nach außen in die Region und darüber hinaus zu strahlen. Die Wissenschaftsstadt ist Nukleus für eine prosperierende Entwicklung hin zu einer Wissenschaftsregion. Hierfür muss es gelingen, Entwicklungsprozesse über Stadtgrenzen hinaus zu befördern.
- Die Erfahrung in den sieben Städten zeigt, dass die Beteiligung der Wirtschaft immer dann gut funktioniert, wenn wirtschaftsrelevante Themen mit einbezogen werden. Eines der zentralen Themen an dem derzeit mehrere Städte arbeiten, ist die Gewinnung und Bindung von Fach- und Führungskräften.
- Deutlich unterschieden werden muss nach Ansicht der anwesenden Teilnehmer zwischen der Initialphase (Bewerbung um den Titel; Wissenschaftsjahr) und einer an das Wissenschaftsjahr anschließenden Verstetigungsphase. Die Initialphase ist stark geprägt durch eine Aufbruchsstimmung und allgemeine Begeisterung. Hier entwickeln sich Kooperationen zumeist ohne große Schwierigkeiten. Um aber tatsächlich auch nach einem Wissenschaftsjahr eine Verstetigung zu erreichen, müssen neue Überlegungen angestellt werden. Es müssen dauerhafte, gemeinsame Ziele für den Wissenschaftsstandort vereinbart und nachhaltig verfolgt werden.
- Es hat sich gezeigt, dass die Begleitkommunikation in der Phase nach dem Wissenschaftsjahr stärker den Nutzen des Themas herausstellen

muss (Schulterschluss über win-win-Situationen; konkurrierende Initiativen vermeiden), während unmittelbar in der Zeit als Wissenschaftsstadt eine hohe intrinsische Motivation vorherrscht. In besonderem Maße gilt diese Notwendigkeit der „Nutzenkommunikation“ auch für die Lokalpolitik, der häufig nicht bewusst ist, welche Bedeutung Wissenschaft als Werttreiber für eine Stadt hat und die ansässige Wirtschaft. Controllingansätze wie in Dresden können ein wichtiger Beitrag hierzu sein.

- Um die Rolle als Werttreiber tatsächlich ausfüllen zu können, bedarf es vor Ort einer entsprechenden „kritischen Masse“ in Form von Hochschulen, Forschungseinrichtungen, forschenden Unternehmen etc. Hier studieren, arbeiten und leben Menschen mit sehr spezifischen Ansprüchen an ihre Stadt und ihre Umgebung. Diese Gruppen von Menschen kann man kurzum als das „Wissenschaftsmilieu“ einer Stadt bezeichnen. Sie müssen auf die Herausforderungen der Zukunft wie Fragen der Sicherheit, Energie, Demografie, Mobilität, Ernährung und Gesundheit, Kommunikation, Bildung und Kultur Antworten finden.

2) Wissenschaft als Zukunftsmotor für eine neue Urbanität

- Viele der sieben Siegerstädte stehen vor weitreichenden Modernisierungsaufgaben. Meist soll „Wissenschaft“ als weitere, moderne Facette einer Stadtidentität und eines Stadtimages hinzu kommen, weil man sich davon eine (Teil-)Lösung der Probleme verspricht (Fachkräftegewinnung, Ansiedlung dynamischer, wissensbasierter Unternehmen etc.). Zugleich wollen diese Städte zwischen 160.000 und 500.000 Einwohnern urbaner werden. Die oben umrissenen Wissenschaftsmili-

eus suchen in der Mehrzahl Lebensräume in Städten, nicht in der Peripherie. Und an die Städte stellen sie spezifische Wünsche und Anforderungen (tolerantes gesellschaftliches Grundklima, attraktive Arbeitsmöglichkeiten in für sie passenden Quartieren, Internationalität und Weltläufigkeit, kulturelle und soziale Angebote etc.)

- Die Entwicklung zur Wissenschaftsstadt geht darüber hinaus, zukunfts-trächtige Forschungsprojekte anzusiedeln und muss auf die Entwicklung der gesamten Stadt abzielen.
- Dass es sich bei „unseren“ Städten meistens nicht um klassische Uni-versitätsstandorte handelt, ist nicht zwingend als Nachteil zu sehen. Vielmehr bietet die Abwesenheit einer jahrhunderte etablierten und dadurch manchmal etwas von der Stadtgesellschaft isolierten Hoch-schultradition die Chance, das Thema Wissenschaft auf kreative Art und Weise zum wichtigen Standortfaktor zu machen. Projekte aus al-len Gewinnerstädten stehen paradigmatisch für erste Schritte auf dem Weg zum Wandel, wie im Fall Oldenburgs mit der „Übermorgenstadt“-Kampagne.
- Voraussetzung für eine stärkere Beachtung und Einbindung von und eine Ausrichtung städtischer Politikinhalte auf solche Wissenschaftsmi-lieus ist zunächst eine ehrliche Bestandsaufnahme und Strukturanalyse: Wie modern sind wir tatsächlich? Hierzu zählt auch die genaue Be-trachtung der handelnden Akteure: In einigen Städten hat es sich als sinnvoll erwiesen, vielversprechende Nachwuchstalente zu identifizie-ren und zu fördern und ihnen Zugang zu etablierten Netzwerken und Plattformen (z.B. bestimmten Traditionsveranstaltungen) zu verschaf-fen und so auch für eine Erneuerung der Ausrichtung und der kol-lektiven Wahrnehmung moderner Wissenschaftsmilieus in einer Stadt sorgen.

- Wissenschaftsstädte und ihre Wissenschaftsmilieus brauchen geographische, bauliche und symbolische Orte. Orte und Räume – wie etwa die aus „Stadt der Wissenschaft“ entstandenen Häuser der Wissenschaft – können als Kristallisationspunkte wirken. Sie schaffen Sichtbarkeit, Identifikation und Widererkennbarkeit. Aus Sicht der Diskussionsteilnehmer allerdings nur dann, wenn sie die spezifischen Potenziale einer Stadt aufgreifen. Sie müssen mit der Identität der Stadt „geerdet“ werden. Schwierig und oftmals unangemessen für die Voraussetzungen vor Ort sind spektakuläre Bauten („Bilbao-Effekt“), die nicht wirklich zur Stadt passen.
- Die Siegerstädte sind sich einig, dass Foren geschaffen werden müssen, in denen der Dialog zwischen wissenschaftlichen Disziplinen, Wissenschaft und Wirtschaft, Wissenschaft, Politik und Zivilgesellschaft so etabliert wird, dass greifbare Veränderungen für die Stadtentwicklung daraus resultieren. Mainz hat an dieser Stelle Versuche unternommen, eine solche Einbindung über offene Foren („open spaces“) zu erreichen. In Braunschweig haben sich etwa nach dem Wissenschaftsjahr unterschiedliche „Kompetenznetzwerke“ mit einer Fokussierung auf bestimmte Schwerpunktthemen entwickelt. Lübeck durch die systematische Verlagerung von Aktivitäten der Wissenschaftskommunikation in alle Stadtteile.
- Gleiches gilt für die politischen Gremien der Städte. Politik, Verwaltung, Wissenschaft und Wirtschaft sind von unterschiedlichen Handlungslogiken geprägt. Man versteht sich nicht automatisch. Dieselben Themen aufzugreifen führt noch nicht zu einer besseren Verständigung. Diese unterschiedlichen Handlungslogiken gilt es zu berücksichtigen und stärker zusammen zu führen.

- „Sich selbst treu bleiben durch Wandel“ ist eine der zentralen Aussagen, um eine passende Atmosphäre für Wissenschaftsmilieus in einer Stadt zu schaffen. Denn weder Künstlichkeit noch eine zu starke Verhaftung in der Vergangenheit passen zu den beschriebenen Wissenschaftsmilieus.

3) Bürgerbeteiligung

- Bürgerbeteiligung ist als Gesamtkonzept für (Wissenschafts-)Städte zu begreifen und zu entwickeln. Das erfordert ein völliges Umdenken in Politik, Wirtschaft und auch Wissenschaft.
- Die Diskussionsteilnehmer sind sich darin einig, dass für den Erfolg und die Strahlkraft eines Wissenschaftsstandortes eine intensive Bürgerbeteiligung unabdingbar ist.
- Zunächst bedarf es aber einer klaren Analyse der unterschiedlichen Gruppen in einer Stadtgesellschaft. Durch eine solche Analyse sollten Multiplikatoren identifiziert werden, die das Thema Wissenschaft weiter in die Gesellschaft tragen und zugleich die Themen identifizieren, die aus Bürgersicht von Nutzen sind und Beiträge und Vorteile für Stadt und Region bieten.
- Voraussetzung für eine gelungene Bürgerbeteiligung ist, dass diese einen sichtbaren Effekt hat. Vielerorts werden Meinungen und Einschätzungen von Bürgern abgefragt wobei die Wirkung der geäußerten Meinung für die Bürger nicht wahrnehmbar ist.
- Vertrauen, Verbindlichkeit und Akzeptanz sind unabdingbare Kategorien einer Dialogkultur. Sie gelingt nur, wenn der Bürger sich ernst genommen fühlt. Die Kombination von dezentralen und zentralen Kon-

zepten, die sich in Wissenschaftshäusern, Netzwerken oder Anlässen ausdrücken, ist Merkmal dieser neuen Dialogkultur.

- Nur so kann die Bürgerbeteiligung auch identitätsstiftend sein und zu einer höheren Identifikation mit der eigenen Wissenschaftsstadt führen (Beispiel: Lübeck hat die Marktplatzentwicklung in einem Stadtteil dazu genutzt, Wissenschaft vor Ort zu verankern).
- Die Wertschätzung der Bürger als Wissensträger ist eine immer wichtiger werdende Wertschöpfung für Städte. Sie fördert die Identität auch von Wissenschaftsstädten.
- Globale Trends werden über eine Beteiligung von Bürgern vor Ort in den Kommunen bewusst diskutiert. Man agiert.
- Über Bürgerbeteiligung gelingt so eine aktive Gestaltung der Wissensgesellschaft. Sie wird integrativ entwickelt.
- Eine „inklusive Wissensgesellschaft“ (Ulf Matthiesen) zu schaffen, gelingt über Teilhabe und Wissenschaftsvermittlung. Dazu bedarf es neuen Wegen der Interaktion.
- Bürgerbeteiligung muss systematisch, verbindlich, wertschätzend und nachhaltig koordiniert werden.
- Jeder Einzelne muss mit seinen sozialen Verbindungen eingebunden werden.
- Im Fernziel müssen alle Gruppen von Bürgern und ihre Strukturen stärker einbezogen werden. Ganz besonders deutlich wird dies an jungen Menschen und ihrer Lebensweise.

Zukunft Wissenschaftsstadt

Der Wettbewerb „Stadt der Wissenschaft“ hat gezeigt, dass die Netzwerke zwischen Wissenschaft und Stadt eine zentrale Rolle in der Vermittlung von Wissenschaft in die Gesellschaft spielen. Zugleich haben aber die Erfahrungen in unterschiedlichen Städten gezeigt, dass diese Netzwerke nicht „lose im Raum schweben“ dürfen, sondern eine institutionelle Verankerung in der Verwaltung oder zumindest deren klare Unterstützung benötigen.

Erstmalig sind die sieben Gewinnerstädte von „Stadt der Wissenschaft“ in Lübeck zusammengetreten und haben sich zu den Ergebnissen ausgetauscht. In diesem Zusammenhang ist die Idee entstanden, im Kreis der „Stadt der Wissenschaft“-Gewinner auch künftig zusammen zu arbeiten. In der föderalen Ordnung der Bundesrepublik und in der europäischen Union spielen die Städte als Partner der Wissenschaft bisher kaum eine Rolle. Dabei leisten sie einen wichtigen Beitrag für die internationale Konkurrenzfähigkeit der Wissenschaftsstandorte, brauchen aber in Zukunft für diese Aufgabe stärkere nationale und europäische Unterstützung. Auf diese Herausforderung wollen die sieben „Städte der Wissenschaft“ gemeinsam reagieren und im Rahmen von gemeinsamen Projekten einen Beitrag zur Transformation in eine nachhaltige Entwicklung ihrer Städte leisten.

Lübeck, den 17. November 2012